Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(10. Fortsetzung.)

Beide waren bleich. Beide starrten einander minutenlang stumm an. Und beide empfanden in schmerzhaftem Staunen, daß sie sich gegenseitig fremd gegenüberstanden.

Seit wann? Warum? Sie wußten es nicht.

Als Senta endlich zu sprechen begann, klang ihre Stimme dunkel vor innerer Erregung.

„Es ist zwecklos, weiter zu streiten. Du hast sie sehr warm verteidigt; ich weiß nicht, ob danach ein Appell an deine Liebe überhaupt noch am Platze wäre. Eins aber muß ich dir doch sagen, ehe wir hinübergehen: Wenn du mich noch liebst, und — wenn du mich gewinnen willst, so mußt du auch mir Opfer bringen. Einem unbedeutenden Menschen in kleiner Stellung würden mich meine Eltern nie geben, selbst wenn ich so töricht wäre, es selbst zu wollen. Du hast also die Alternative: dir eine angesehene Stellung zu verschaffen oder — mich aufzugeben!"

Seine dunklen Augen ruhten traurig und ungläubig auf ihr.

„Senta, besinne dich! Das bist, das kannst nicht du selbst sein, die mich vor diese Alternative stellt! Ein Weib, das wahrhaft liebt" —

„Ein Mann, der wahrhaft liebt", unterbrach sie ihn bebend, „soll alles verlassen, um dem Weibe anzuhangen, das er sich erwählt hat. Das steht schon in der Bibel. Und diesmal will ich mich nur daran halten, und an sonst nichts!"

Mit unsicherer Hand tastete er nach seinem Hut. Jede Spur von Farbe war aus seinem Antlitz gewichen.

„Dann — du bist wohl so gut, mich bei deiner Mutter zu entschuldigen. Es ist mir unmöglich, jetzt über gleichgültige Dinge" —

Es war etwas völlig Verwirrtes in seinem Gebaren. Er wagte nicht, Senta noch einmal anzusehen. Er vergaß, sie zu grüßen. Nichts war in ihm als der blinde Drang, mit sich und seinem Schmerz allein zu sein.

Senta stand unbeweglich an den Tisch gelehnt, als er ging. Eine heiße, sinnlose Angst raubte ihr fast den Atem. Würde er wirklich gehen? Konnte er sie so zurücklassen? Als er die Tür öffnete, machte sie unwillkürlich eine Bewegung mit den Armen, wie um ihn zurückzuhalten. Sie wollte rufen, schreien: „Ernst! Ernst!" Aber nur ihre Lippen bewegten sich, kein Ton kam aus der schwer atmenden Brust.

Und dann war er gegangen.

Da kroch ihr etwas Kaltes fröstelnd über den Rücken, und an Stelle des heißen Schmerzes trat plötzlich ernüchternd — der Stolz.

Glaubte er wirklich, eine Senta Westendorf würde sich von ihm in den Staub ziehen lassen?

* * *

Lauterbach irrte planlos durch ein paar Gassen. Dann warf er sich in einen Straßenbahnwagen und fuhr hinaus nach Ottakring, wo seine Mutter zwei Stuben in einer stillen Seitengasse bewohnte.

Es war fast am Ende der Stadt. Ein paar Gärtnereien, Anlagen und Bauplätze, dann stiegen schon die Abhänge des Galitzinberges sanft zu bewaldeten Höhen an.

Ueber dem fernen Wald lagen schwer und düster Schneewolken, alles andere war weiß, bedeckt von flaumigen, glitzernden Massen, die der seinem Ende entgegengehende Winter noch einmal in protzender Pracht darüber ausgebreitet hatte. Seit Mittag schneite es unaufhörlich.

Die Laternen verschwanden fast unter ihren Schneehauben, lautlos bewegte sich der Verkehr vorwärts, nur die Schneeschaufler schürften polternd auf den Gehwegen umher.

Frau Lauterbach hatte gerade die Spiritusflamme unter dem Teekessel angezündet und ein bißchen kaltes Abendbrot hergerichtet, als ihr Sohn eintrat.

Sie erschrak, als sie in sein verstörtes Gesicht blickte. Aber sie wagte nicht, eine Frage zu tun. Irgendeine Ahnung sagte ihr, daß es mit Senta Westendorf zusammenhing und — ihm sehr tief ging.

So hätschelte sie ihren „Jungen" nur mit doppelter Zärtlichkeit durch allerlei verstohlen angebrachte Aufmerksamkeiten, die er nicht einmal zu merken schien.

Mechanisch aß er, was sie ihm vorlegte, gedankenlos zündete er sich die teure Extrazigarre an, die Frau Lauterbach rasch aus dem Schrank holte und obenauf legte, damit er sicher nach ihr greifen mußte.

Dazwischen plauderte sie unaufhörlich von den kleinen Ereignissen ihres stillen Lebens. Sie wußte, daß er gar nicht zuhörte. Aber das tat ja nichts. Er spürte doch, daß er nicht allein war, und daß jemand für ihn sorgte. Dies genügte vorderhand.

Dann fiel ihr aber plötzlich etwas ein, das ihn doch wirklich interessieren mußte.

„Du, Ernst, denke dir, gestern erhielt ich einen Brief von Frau Winternitz aus St. Oswald."

„So?" Er nickte zerstreut.

„Jawohl. Und denke nur, die Aermste ist in schrecklicher Sorge um ihren Mann. Er ist schwer krank."

Jetzt wurde er doch aufmerksam.

„Winternitz? Was fehlt ihm denn?"

Zugleich stieg eine Flut von Erinnerungen vor ihm auf. Dr. Winternitz war der Nachfolger seines Vaters in St. Oswald. Er hatte das Haus gekauft, in dem Ernst geboren worden, in dem er all die schönen Jahre seiner glücklichen Kindheit verlebt hatte, später die Ferien, wenn er von Gymnasium und Hochschule heimkehrte. Zwei Jahre vor Ernsts letztem Rigorosum war der Vater gestorben, und wie die Verhältnisse lagen, konnte man sich den Luxus eines Landhauses nicht gestatten. Man mußte froh sein, daß es der Nachfolger zu einem anständigen Preis ablöste. Aber verwinden hatte weder Ernst noch die Mutter den Verlust des lieben Hauses je ganz können. Sollte es nun abermals verwaist werden? Etwa in ganz fremde Hände kommen? Dr. Winternitz war wenigstens ein langjähriger Freund der Familie gewesen.

Inzwischen erzählte Frau Lauterbach, was sie wußte. Winternitz hatte sich bei einer Operation, die er allein ausführen mußte, infiziert, beachtete die Sache anfangs nicht und war nun sehr elend. Sein Vertreter, ein junger Werksarzt aus dem benachbarten Oed-Tal, machte Frau Winternitz nur wenig Hoffnung auf völlige Genesung. Jedenfalls würde die Geschichte äußerst langwierig sein.

Ernst, der anfangs teilnehmend zugehört hatte, war wieder in sein starres Hinbrüten zurückgesunken, und Frau Lauterbach, die es endlich gewahr wurde, stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Junge, Junge", murmelte sie bekümmert und schwieg.

Und da, in dem drückenden Schweigen, das minutenlang auf beiden lastete, brach endlich seine mühsam erhaltene Selbstbeherrschung zusammen.

Wie einst als kleiner Junge, legte er den Kopf an die Brust der alten Frau und beichtete ihr alles.

Sie sprach nicht viel. Sie hatte es ja kommen sehen seit jenem Abend bei Westendorfs — alles. Auch das, was er selbst noch gar nicht begriff: daß die eine, die nimmer für ihn taugte und nur sein Unglück werden konnte, ihn blind gemacht für die andere, die sein Glück gewesen wäre.

„Denn sie allein wäre die Rechte", dachte die Mutter. „Sie ist Art von seiner Art. Sie würde niemals sagen: „Mir zuliebe", sondern immer nur: „Dir zuliebe!" Aber wird er das jetzt noch je begreifen können?"

Ihre mageren, durch harte Jahre vielfach verarbeiteten Hände strichen mechanisch immer wieder mit instinktiver, behutsamer Zärtlichkeit durch sein dunkles Haar.

„Du wirst sie vergessen, laß gut sein, du wirst sie vergessen", murmelten ihre Lippen, als wollten sie die große Angst ihres Herzens damit zum Schweigen bringen.

Er aber schüttelte stumm den Kopf.

Verzichten — sie aufgeben — ja! Aber vergessen? Das eine hing mit dem Willen zusammen, der konnte die Vernunft zwingen. Das andere aber saß tief, tief im Herzen; darüber besaß man keine Macht.

Oder doch? War es nur eine Wunde, die bei zielbewußter Behandlung heilen konnte, wie jede andere auch?

Es wurde sehr spät, ehe man endlich ans Zubettgehen dachte. Und dann war es kein erquickender Schlaf, sondern ein dumpfer, schwerer Zustand tiefster Erschöpfung, der ihn umfing.

Nebenan aber ging die alte Frau ruhelos in ihrem Zimmer auf und nieder, und schmiedete Pläne über Pläne, wie sie ihrem Jungen zu Hilfe kommen könne. Pläne, die beim Grauen des Tages in nichts zusammensanken, bis sie sich mutlos hinsetzte und still in sich hinein zu weinen begann.

Denn sie sah ja ein, hier war ihre ganze Mutterliebe umsonst. Wenn sie sich hätte töten lassen wollen für ihn, es hätte nichts geholfen, er mußte selber damit fertig werden.

Zwischendurch betete sie heiß und inbrünstig, er möge doch bald, bald fertig werden mit dieser unseligen Liebe. Gott möge ihn sehend machen, seine Augen öffnen für die — andere, die ihm Glück und Frieden geben könnte, wenn er nur wollte.

Zuweilen ballten sich mitten im Gebet ihre Hände zornig, und ein Gefühl, das sie zeitlebens nicht gekannt, überfiel sie heiß und sinnlos: „Wie ich sie hasse! So bitter! So stark! Die aus gedankenloser Laune sein Verderben werden will!"

* * *

Das Faschingsfest, das zum Besten eines neuen Kinderspitals im Sophiensaal stattfand, bildete dies Jahr sozusagen den Kehraus der Karnevalsbelustigungen.

Eigentlich war der Karneval überhaupt schon vorüber, und wenn man an sonnigen Nachmittagen im Prater lustwandelte, konnte man schon eine ganz deutliche Ahnung des Frühlings haben, denn die warmen Tauwinde der letzten Februartage hatten nicht nur den Schnee mitgenommen, sondern die Knospen der Kastanien braun und glänzend gefärbt, nur zum Aufspringen.

Daran aber dachte jetzt niemand, der als „Fisch" oder „Muschel", „Seejungfrau" oder „Taucher" 3000 Meter unter dem imaginären Spiegel des Adriatischen Meeres dahinwandelte oder vielmehr geschoben wurde. Denn so lautete die Fiktion, unter der man heute zusammengekommen war: „Am Meeresgrund."

Submarine Prospekte, welche in effektvoller Beleuchtung untergegangene Segelboote, Riesenpolypen mit funkelnden Augen, Quallen, kolossale Muscheln, Schnecken, Algen und Schlingpflanzen zeigen, umrahmten den Raum. Dazwischen Korallenriffe, lichtgrüne Bogen an der Decke, die Wassermengen, angefüllt mit der ganzen Fauna und Flora des Meeres, imitieren sollten.

Wohin man blickt, ein gleißendes, märchenhaft geheimnisvolles Glitzern, Funkeln, Leuchten in blauen, roten und grünen Lichtern.

Wasserlilien, Seesterne, Schwämme, Korallen, Libellen, Nixen, Perlenfischerinnen wandeln lächelnd und flirtend dahin, von Herren umschwärmt, die über dem häßlichen „Erdenfrack" höchstens eine Muschelkette oder ein Korallenzweiglein im Knopfloch tragen.

Natürlich gilt das Ganze einem wohltätigen Zweck, und da es sich diesmal um ein neu zu errichtendes Kinderspital handelt, so ist die Medizin stark vertreten.

Die älteren Herren, die nur offiziell erschienen sind, und nach einer Stunde dem bunten Treiben wieder den Rücken kehren wollen, haben sich in einen kleinen Nebensaal zurückgezogen, wo man zwar den Hauptsaal übersehen, aber doch auch in Ruhe essen und plaudern kann.

Ganz abseits in einer Ecke sitzen Professor Schwimmer und Herwecker, beide Kollegen Westendorfs, dessen Klinik an die ihre grenzt.

Sie sprechen ernst und leise. Beide haben im Moment völlig vergessen, wo sie sich befinden.

„Eine Schweinerei ist's und bleibt's, davon gehe ich nicht ab", sagte Schwimmer, der Internist ist, eben. „Man schneidet mindestens keinem Menschen den Leib auf, ehe man nicht ganz sicher ist, daß wirklich der Blinddarm erkrankt ist. Westendorfs Gesicht hätte ich übrigens sehen mögen, als er die Eingeweide seines Patienten völlig gesund fand."

Herwecker lächelte ein wenig.

„Na, angenehm mag's nicht gewesen sein. Dem Mann kommt in der letzten Zeit überhaupt ein bißchen viel zusammen. Ueberall hat er Pech!"

„Pech? Sagen wir ehrlich: ihn ereilt langsam das unvermeidliche Ende des tollkühnen Spielers, der hasardiert — ohne genügenden Einsatz. Was hat Westendorf denn geleistet? Es gelang ihm, durch Geschmeidigkeit erster Assistent bei seinem Vorgänger zu werden. Durch den Einfluß seines Schwiegervaters und dessen Geld wurde er erst Dozent, dann Professor, und da er es sehr gut verstand, sich künstlich zu beleuchten und mit hohen Herrschaften umzugehen, so machte man ihn schließlich zum Nachfolger seines einstigen Lehrers, von dessen Ruf die Klinik bis heute zehrt. Nebenbei ließ er die Frauen tüchtig für sich arbeiten, die eigene und alle die, die er „anbetete".

„Hm, er machte doch auch sehr nette Operationen!"

„Wer macht die nicht auf einer Klinik, die so viel Material dazu bietet, wie die seine? Aber Hand aufs Herz: ist eine darunter, die sein Assistent nicht genau so gut machen würde? Nur daß sie dann nicht in der Oeffentlichkeit breitgetreten würde. Denn wirklich tüchtige, gewissenhafte Arbeit sucht nicht nach äußerem Ruhm, sondern findet ihren Lohn in sich selbst. Sie können mir glauben, Herwecker, Leute wie Westendorf schaden unserem Stande mehr, als ihre „Berühmtheit" nützt. Einmal, weil das Publikum schließlich doch eines Tages dahinterkommt, was sie wert sind, und dann, weil sie unseren Nachwuchs demoralisieren. Sie ziehen durch ihr Beispiel die Strebernaturen an, die unserem Stande fernbleiben müssen, und schrecken andere, tüchtige Leute ab. Sie sehen das an Lauterbach, der ein tüchtiger Mensch ist, aber von der Klinik wegstrebt, weil er nicht „Karriere" machen will. Und recht hat er! Der Arzt soll, braucht und darf nicht ans Karrieremachen denken!"

(Fortsetzung folgt).

— **Teilnahme.** Hänschen: „Nicht wahr, Mama, wenn ein Floh menschenscheu wird, muß er sterben."

Der schuldige Unschuldige.

Nach dem Französischen von Eugen Islani.

Die Geschichte, die ich erzählen will, passierte vor vielen, vielen Jahren in einem kleinen Neste Frankreichs.

Da war im einzigen Gasthaus des Ortes ein Herr abgestiegen, der sich ins Fremdenbuch als Graf Adolphe Hugo de Saint-Gaté eingeschrieben hatte.

Man wußte wohl, daß das Adelsgeschlecht, zu dem er gehörte, in der Gegend jenes Ortes ansässig gewesen, aber seit über einem Jahrhundert ausgestorben sei. Doch gab Graf Adolphe Hugo vor, zu einer Seitenlinie des Geschlechtes zu gehören und lediglich nach jenem Orte gekommen zu sein, um Nachforschungen über das uralte Geschlecht der Grafen de Saint-Gaté anzustellen, da er ein historisches Werk über seine Familie schreibe.

Ihn interessierte denn auch alles ungemein, was nur irgend Bezug auf die Grafen de Saint-Gaté hatte. Er forschte bei den ältesten Einwohnern nach Sagen über diese Adelsfamilie, blieb tagelang in der Nähe der Ruine des alten Schlosses der Grafen de Saint-Gaté, ließ sich auch die Dorfkirche aufschließen, um die Gruft der Grafen zu betrachten, und stieg mit dem Küster gemeinsam hinab, um die Särge seiner Vorfahren zu untersuchen, die eisern und wohlverschlossen nebeneinandergereiht dastanden und von denen alte Ortssagen erzählten, daß sie mancherlei Schätze enthielten. Besonders wurde das von dem einen Sarge berichtet, der die Reste einer Gräfin enthielt, die sich durch seltene Schönheit ausgezeichnet haben soll und die, wie die Sage erzählte, als Preis ihrer Schönheit, aber wohl nicht als Lohn ihrer Tugend vom König Ludwig XV. von Frankreich herrlichen Schmuck erhalten haben soll, den sie der Sage nach mit in ihre Gruft nahm, weil ihr Gemahl sich und das Haus nicht mit diesen Schätzen hatte bereichern wollen, aber als getreuer Untertan seines königlichen Herrn den vom Fürsten erhaltenen Gnadenbeweis nicht hatte zurückgeben dürfen. Der unscheinbare eiserne Sarg ließ nicht erkennen, ob die Sage recht berichtete, und so mußte sich denn Graf Adolphe Hugo damit begnügen, lediglich die alte Mär für sein Werk zu notieren.

Ja, der Graf nahm es mit seiner Arbeit sehr genau; er notierte alles, was er nur vernehmen konnte, und wenn er am frühen Morgen — oftmals, wenn die Bewohner des Gasthauses, ja des ganzen Ortes nahezu noch schliefen — ausgegangen war, so kam er oft ernst von seinen Streifzügen spät abends oder gar in der Nacht zurück, und wenn er früher kam, arbeitete er allein in seinem Zimmer bis in die Nacht hinein an seinem Werk.

Eines Tages aber kam er nicht wieder. Ein Bewohner des Ortes, der ihm für sein Werk eine Mitteilung hatte machen wollen und den er in das Gasthaus zum Abend bestellt hatte, wartete vergeblich auf ihn. Man glaubte, er würde noch nachts heimkehren, aber er kam nicht und war auch andern Tages nicht zur Stelle.

Das mußte den Verdacht erregen, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei auf seinen einsamen Wanderungen, und als man noch darüber sprach und debattierte, ob er sich nicht vielleicht irgendwo verirrt oder für seine Forschungen in einem anderen Nachbarorte aufhalte, fiel den Bewohnern des Gasthauses zu ihrem nicht geringen Schrecken ein, daß ein anderer Fremder, der vor ein paar Tagen in dem Gasthaus eingekehrt gewesen, gestern überraschend schnell seine Rechnung verlangt hatte und abgereist war.

Diese plötzliche Abreise konnte wohl mit dem Verschwinden des Grafen im Zusammenhang stehen; nein, sie mußte es. Denn nun, da beides, jene Abreise des einen und das Verschwinden des andern, erst in Beziehung gebracht war, fielen den Angestellten und den Bewohnern des Gasthauses allerlei Dinge ein, die die Vermutung des Zusammenhanges beider Geschehnisse zu bestätigen schienen.

Jener andere Fremde — er hatte sich als Kaufmann Ernest Boulanger im Gasthaus eingeschrieben — hatte nur wenige Tage dort gewohnt; ihm war, wie man sich jetzt erinnerte, sofort der Graf Saint-Gaté aufgefallen, und er hatte sich sehr eingehend nach dessen Vorhaben erkundigt. Dabei hatte er, als er des Grafen Namen gehört, mit spöttisch lächelnder Miene gesagt, daß er ihm bekannt erscheine. Ja, aus mancherlei Dingen, die jetzt diesem und jenem einfielen, konnte man wohl annehmen, daß dieser Herr Boulanger den Geschäften, wegen deren er, wie er zuerst angegeben hatte, in den Ort gekommen war — er wollte bei Schmieden und Schlossern ein neues Patent einführen und hatte sich Adressen von solchen geben lassen —, wohl gar nicht recht nachgegangen war, statt dessen aber sich sehr eingehend um die Angelegenheiten des Grafen gekümmert hatte.

Da der Graf sich durch sein liebenswürdiges Benehmen und leutseliges Wesen schnell die Liebe aller erworben hatte, mit denen er bekannt geworden war, auch an die Angestellten des Gasthauses stets reichliche Trinkgelder bezahlt hatte, was ja auch die Zuneigung dieser Leute zu weiten pflegt, war man jetzt nicht ohne Besorgnis um ihn, zumal eben niemand diesem Herrn Boulanger Gutes zutraute, der auch sofort, wie man wissen wollte, von dem Grafen mit einigem Mißtrauen betrachtet worden sei.

Man ist in solchen Fällen in Volkskreisen mit Verdächtigungen nur allzu leicht bei der Hand, und da den Behörden das Verschwinden des Grafen Saint-Gaté gemeldet werden mußte, ward sofort hinzugefügt, daß der Verdacht naheliegt, mit seinem unerklärlichen Verschwinden stehe die plötzliche Abreise des Herrn Boulanger in Verbindung, und vielleicht liege gar ein Verbrechen von seiten dieses vor.

So wurde denn nach beiden geforscht, und der Zufall wollte es, daß der Kaufmann Boulanger sehr bald in Paris ermittelt wurde, und zwar unter Umständen, die ihn sehr stark verdächtigten. Man fand bei ihm eine größere Summe Geldes vor, ein paar tausend Francs, über deren Herkunft er keine Angaben zu machen wußte und machen wollte. In jenem Gasthaus aber war er mehr als bescheiden aufgetreten, nicht wie einer, der Tausende in seiner Tasche hatte. Er mußte dieses Geld also erst kurz vor seiner Abreise — also durch Beraubung des Grafen, wie man anzunehmen geneigt war — erhalten haben, da auch zwischen seiner Abreise und seiner Festnahme eine zu kurze Zeit lag, um solche Summe auf ehrliche Weise zu erwerben.

Dazu verwickelte er sich in mancherlei Widersprüche bei den mit ihm angestellten Verhören. Er erzählte, daß er an dem Tage, da er sich ins Gasthaus begeben habe, den Grafen unterwegs noch frisch und munter getroffen hätte, wollte aber wiederum nicht mit der Sprache heraus, um welche Zeit dies und wo es geschehen sei. Besonders verdächtig aber war eins: befragt über das Patent, das er habe bei Schmieden und Schlossern einführen wollen, wußte er nichts anzugeben, wohl aber war er in der Tat bei einigen Schlossern und Schmieden gewesen, — um Schlüssel und allerlei anderes Handwerkzeug nach seinen Angaben machen zu lassen, offenbar Gegenstände, die er zur Beraubung des Grafen und vermutlich auch zu seiner Ermordung brauchte, denn auch ein Hammer war dabei. Offenbar hatte er sich nur zum Zwecke der Anschaffung dieser Dinge die Adressen geben lassen, war dabei aber so schlau vorgegangen und hatte bei jedem einzelnen nur einen Gegenstand gekauft oder machen lassen.

Er wurde, obwohl er die ihm zugeschriebene Tat der Beraubung und Beiseiteschaffung des Grafen hartnäckig leugnete, sofort an den Schauplatz jener Geschehnisse befördert, wo die Untersuchung ihren Fortgang nahm. Freilich wollte diese keine rechte Förderung finden. Aber eine sehr seltsame Sache kam zutage.

Das seltsame Verschwinden des Grafen Saint-Gaté war natürlich in der gesamten französischen Presse besprochen worden und dabei war offenbar geworden, daß — es überhaupt keinen Grafen dieses Namens mehr gebe. Die Familie war längst ausgestorben, auch kein Seitenzweig, der irgendwie den Namen hätte berechtigterweise angenommen haben können, existierte. Der Verschwundene hatte sich also den Namen unrechtmäßigerweise angemaßt. Zu welchem Zwecke war das geschehen? Wer war er überhaupt gewesen? Aus den Effekten, die man im Gasthaus vorfand, ging das nicht hervor; freilich fand man dort auch nichts von seiner Arbeit, die ihn in den Ort geführt hatte.

Während man vergeblich diese Fragen zu beantworten suchte, erlangte man aber über den Herrn Boulanger eine Auskunft, die recht schwer gegen ihn in die Wagschale fiel. Er ward als ein den Behörden nur zu lange bekannter Verbrecher ermittelt, der eben erst aus dem Zuchthaus gekommen war und sich offenbar direkt von diesem aus an den Ort des geheimnisvollen und unaufgeklärten Verbrechens begeben hatte.

Boulanger — oder, wie er nach der neuen Feststellung hieß — Ribet blieb bei seinem Leugnen und man mußte wohl die Anklage eines Raubmordes gegen ihn fallen lassen, da die bisherigen Indizien kaum dazu ausreichten, ihn eines solchen zu überführen. Doch ließ man ihn nicht los, obwohl die Untersuchung auf einen toten Punkt geraten war und, falls das bei ihm gefundene Geld, über dessen Herkunft er keine Angaben zu machen wußte, auch wirklich aus einem bloßen Diebstahl hergerührt hätte, kaum eine längere Haft hätte berechtigt erscheinen lassen, da er schon viele Monate in Untersuchung saß. Um so fester war man freilich überzeugt, daß das Geld durch ein schweres Verbrechen erworben war, dessen Eingeständnis ihm eine größere Kerkerstrafe eingetragen haben würde.

So waren Monate vergangen, und wenn auch die Behörden weiter forschten, so war doch der großen Welt nahezu schon der angebliche Graf Saint-Gaté und sein Verschwinden aus dem Gedächtnis geschwunden, und selbst in dem kleinen Neste, wo die Angelegenheit zuerst der einzige Gesprächsgegenstand gewesen war, ward sie kaum noch in der Unterhaltung aufs Tapet gebracht.

Da eines Tages durchlief den Ort von neuem die Kunde eines Verbrechens, oder wenigstens eines beabsichtigten Verbrechens. Der Küster des Ortes fand zu seinem nicht geringen Erstaunen eines frühen Morgens die Kirchentür offen, sichtlich nachts gewaltsam geöffnet. Und als er die Kirche betrat, fand man dort einen Fremden bewußtlos auf in der Nähe der ebenfalls gewaltsam geöffneten alten gräflich Saint-Gatéschen Gruft.

Man brachte den Aufgefundenen, der offenbar in die Gruft eingebrochen und, nachdem er sie wieder verlassen hatte, bewußtlos zusammengesunken war, in Gewahrsam, da er nicht gleich vernehmungsfähig war. Dann schloß der Küster die Gruft, wobei er merkte, daß der Mechanismus der Falltür offenbar durch den Einbrecher verdorben worden, denn er funktionierte nicht recht.

Es dauerte wohl einige Stunden, ehe der Verbrecher vernommen werden konnte. Inzwischen war natürlich die neue Untat, die in dem sonst so stillen Orte geschehen, viel besprochen und da dabei auch wieder der Name des alten Grafengeschlechts genannt worden, erinnerte man sich auch dieses Falles wieder, ohne zu ahnen, daß beide Verbrechen in einigem Zusammenhange standen. Man hätte also vielleicht mit größerer Spannung der Vernehmung dieses neuen Verbrechers geharrt. So aber interessierte man sich nicht sonderlich für ihn. Was konnte er sagen? Seine Tat lag klar zutage. Er war in die Kirche eingebrochen und hatte beabsichtigt, die gräfliche Gruft zu berauben. Kirchenraub, Grabschändung — die Tat lag klar zutage.

Daß er im letzten Moment zurückgeschreckt war, vielleicht weil er Stimmen sich nahender Leute hörte; daß er vielleicht durch die dumpfe Luft in dem Grabgewölbe ohnmächtig geworden, das oder ähnliches, was an seinem Verbrechen nichts änderte, konnte er mitteilen. Das war ohne Interesse.

Doch nein, was er bei seiner Vernehmung aussagte, hatte ein großes Interesse, erweckte Grausen und Neugier. Er war, wie er erzählte, in die gräfliche Gruft hinabgestiegen, um aus jenem Sarge, der die Reste der schönen Gräfin Saint-Gaté barg, den Schmuck König Ludwigs XV. zu rauben, von dem die alten Ortssagen erzählten, und die er, ein Sohn des Ortes, ein verkommener, verlorener, als Kind vernommen hatte. In der Fremde — er war überall in der weiten Welt herumgekommen — hatte diese sagenhafte Kostbarkeit ihm immer als das Ziel seines Sehnens vorgeschwebt, durch dessen Raub er reich werden könne. Er hatte von diesem Reichtum geträumt, als er hinter Zuchthausmauern gesessen und hatte sich vorgenommen, sobald er nur freikäme, den Schatz zu heben. Dabei hatte er dann durch Klopftöne seinem Zuchthausnachbarn von seinem Vorhaben erzählt. Und nun, da er in das Grabgewölbe eingestiegen, — war ihm die Leiche seines Zuchthausgenossen entgegengefallen. Er, der Monate vor ihm die Freiheit erlangt, hatte ihm zuvorkommen wollen und hatte offenbar die Falltüre nicht mehr öffnen können. Die Luftdichtigkeit des Grabgewölbes hatte aber die Leiche so lange gut erhalten, daß er sie sofort als die seines ehemaligen Zuchthausgenossen erkannte.

Auch die behördlichen Personen, die nun nach diesen Aussagen das Grabgewölbe betraten, erkannten die Leiche sofort. Es war die des angeblichen Grafen Saint-Gaté, der die Geschichte seiner wissenschaftlichen Arbeit nur in Szene gesetzt hatte, um den Schatz bei seinen angeblichen Forschungen zu heben. Auch wenn er nicht dabei ums Leben gekommen wäre, wärs ihm nicht gelungen. Denn der Sarg war bereits erbrochen, als er die Gruft betreten hatte. Boulanger-Ribet, der im Zuchthause jene Unterhaltung in Klopftönen aufgefangen hatte, hatte ebenfalls den Schatz zu heben gesucht. Ihm wars gelungen; die bei ihm vorgefundene Summe war der Ertrag für die Kostbarkeit gewesen.

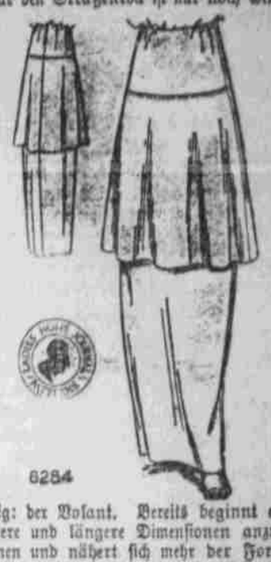
Er war freilich nicht eines Mordes schuldig, aber doch wohl nicht unschuldig am Tode des „Grafen". Denn er hatte den Mechanismus der Falltür bei seinem Einbruch in die Gruft verdorben. Der Graf, der kurz zuvor noch mit dem Küster in die Gruft gestiegen, um sich genau zu orientieren, wie man sie öffnet, hatte sie im guten Glauben auf seine Kenntnis des Mechanismus geschlossen, um in der Gruft ungestört tätig zu sein, und war so lebendig begraben worden. Sein fürchterliches Schicksal wurde im Orte lebhaft beklagt; während die Strafe, die Boulanger-Ribet erhielt, nicht ganz dem Hasse entsprach, den man gegen ihn empfand.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 15c

Kostümrock mit breitem Volant.
No. 8284.

Für den Straßenrock ist nur noch Eins



8284

gültig: der Volant. Bereits beginnt er, breitere und längere Dimensionen anzunehmen und nähert sich mehr der Form des Doppelrockes, der voraussichtlich alle anderen Façons aus dem Felde schlagen wird. Die Grundlage unseres Modells bildete ein einfacher Bahnenrock, der sein elegantes Aussehen durch den Volant erhält; wer es liebt, kann wohl auch noch einen kurzen Volant aufsetzen. Ueberhaupt gewährt die jetzige Mode alle möglichen Geschmacksfreiheiten, und da sie allem Bunten gewogen ist, lassen sich leicht auch ältere Kleider durch Zusatz eines Volants mit Hülfe dieses Musters in schicke, moderne Gewänder verwandeln. Als Blusenrock in schwarzem Taffet, Moire oder Crepp ausgeführt, dient er vorzüglich für kleine gesellschaftliche Affairen. In kleinkarrierten Stoffen oder auch schweren Waschstoffen verarbeitet, ist er ein ausgezeichneter Straßenrock. Gebraucht werden zur Herstellung 3¾ Yard Material bei 42 Zoll Breite. Das Muster ist vorräthig in fünf Größen, von 22—30.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 15 Cents an jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre ..... bei Kinderschen.)
Name .....
No. ..... Straße.....
..... Stadt .....

Fühlen Eingeweide Schmerz?

Es ist eine tröstliche Versicherung, daß die eigentlichen Eingeweide, also die inneren Organe des Unterleibs keinen Schmerz empfinden. Es wird versichert, daß ein Durchschneiden des Darms einem bei vollem Bewußtsein befindlichen Menschen höchstens ein Gefühl der Kälte verursachen würde. Bei der heutigen Technik der Chirurgen kommt es darauf nicht sonderlich an, aber als gleichgültig wird dieser Umstand kaum zu betrachten sein. Freilich hat man sich bisher in diesem Punkt nur auf allgemeine Angaben verlassen müssen, die noch keinen bündigen Beweis erfahren hatten. Manche Physiologen haben ihnen auch widersprochen. Dennoch geht die Ansicht der meisten Fachleute dahin, daß sowohl die Gedärme wie der Magen, die Leber und die Milz in gesundem Zustand unempfindlich sind. Dr. Max Kappis hat endlich einen Weg gefunden, um diese Behauptung durch Tierversuche zu prüfen. Nach einem Bericht in der Revue Scientique hat sich dabei herausgestellt, daß die gesamten Eingeweide gegen Stiche, Kniffe und Schnitte unempfindlich sind. Der Darm insbesondere verträgt die verschiedensten Angriffe bis auf einen einzigen, nämlich einen Zug in der Längsrichtung, also ein Ausgereckt-werden. Die Gallenblase hat genau die gleichen Eigenschaften gezeigt. Das Bauchfell dagegen muß als schmerzempfindlich betrachtet werden, auch in den Buchten, die den Magen und die Leber umgeben. Das gleiche gilt für das sogenannte Gekröse, namentlich dort, wo es von Gefäßen durchsetzt ist und die meisten Nervenverzweigungen aufweist. Es ist auffällig, daß sich die Empfindlichkeit des Bauchfells auch gerade dort herausstellt, wo es sich in der nächsten Nähe der gegen alle Mißhandlungen von außen her gleichgültigen Magenwände befindet. Im großen und ganzen haben also die Untersuchungen die Unzugänglichkeit der Eingeweide gegen Schmerz bestätigt.